

Ein kleiner Irrthum.

Skizze von Josephine Schade-Häbde.

„Ist es gut so, Bertha?“ „Reizend, ganz reizend sehen Sie aus, Fräulein Lili“, entgegnete das Mädchen, einen bewundernden Blick auf ihre junge Herrin werfend.

„Dann lassen Sie uns hinuntergehen, Mama wird schon warten.“ Handschuhe und Fächer ergriffend, eilte sie leichtfüßig zur Thür, während das Mädchen langamer folgte, nachdem es sorgsam die Kerzen verblüht hatte.

In dem gemütlichen Wohnzimmer mit den atmospärischen, dunklen Möbeln ging Frau Professor Seedorf, die Mutter Lili's, auf und nieder, häufig ihre Blicke auf die Thür richtend. Auch sie war zur Gesellschaft angetrieben. Dunkle Seide floß in schweren Falten an ihrer immer noch mädchenhaft-schlanken, zierlichen Figur hinab.

Lili trat ein und sah sich suchend in dem Raume um. „Wo ist Papa? Gehen wir denn noch nicht?“

„Wir müssen noch ein Weilchen warten, liebes Kind, Papa wurde soeben zu einem Schwerkranken abgerufen; er wird aber so schnell, wie eben möglich, wieder zurückkommen.“

„Oh!“ machte das junge Mädchen enttäuscht und legte sich auf einen Lehnsessel in die Nähe des Fensters. „Es wird ja nicht lange dauern“, tröstete die Mutter. „Wir werden noch zeitig genug zu Geheimgesprächen kommen; der Tanz beginnt ja doch erst etwas später.“

Tapfer kämpfte Lili die aufsteigenden Thränen nieder, konnte es aber nicht verhindern, daß ihre Gedanken voraus in den glänzenden erleuchteten Ballsaal flogen. Dr. Erich Frante würde gewiß pünktlich erscheinen und sich nach ihr umsehen, und wenn sie dann nicht da war und der Tanz begann, würde er sich natürlich eine andere Tänzerin suchen. Ein alibierender Hof gegen diese andere, unbekannte Tänzerin stieg in ihr auf, und trampfhaft schlangen sich ihre Hände ineinander.

Draußen klingelte es. Sie horchte auf. — Das konnte der Vater nicht sein, denn der besah seinen eigenen Schlüssel.

Die Mutter war hinausgegangen und kam nun mit einem fast mittel-digen Gesichtsausdruck zurück.

„Wir werden uns wohl noch eine Weile gedulden müssen, Lili“, sagte sie, dem jungen Mädchen aufmunternd zulächelnd. „Vapa schickt eben her; bei seinem Kranken bereitet sich eine Krisis vor, die er noch abwarten muß.“

„Erich, ungläubig starrte Lili die Mutter an, dann brach sie in unaufhaltsames Schluchzen aus.“

Beruhigend rief Frau Seedorf ihrem Kinde über das blonde Haar. Sie war noch jung genug, um den Schmerz Lili's, die zum ersten Male in diesem Jahre größere Gesellschaft besuchen durfte und sich gerade auf diesen Ball so besonders gefreut hatte, zu verstehen. Sie selbst hatte es längst gelernt, ihre Blüthen dem Berufe ihres Gatten unterzuordnen.

Als Lili's Thränen gar nicht verheben wollten, stieß sie ein leises Seufzen um ihre Lippen; konnte sie sich doch den Grund denken, der den Kummer des jungen Mädchens gar so ungemüth machte. Es war ihr nicht entgangen, daß Dr. Frante, ein junger Gymnasiallehrer und gemaßener Gesellschaftler ihrer Kreise, sich auffallend viel um ihr Töchterchen beschäftigte und daß auch Lili ihm Interesse entgegenzubringen schien.

Während sie beide Frauen wie elektrisiert auf. Aus dem nebenanliegenden Salon hörte man lautes Sprechen. Bertha mußte, ungehört von ihnen, einen Besucher dorthin geleitet haben; und jetzt unterschieden sie beide deutlich die Stimme desjenigen, mit dem sie Gedanken soeben intensiv beschäftigt hatten. — Wenn noch ein Zweifel blieb, so wurde er zerhört, als jetzt das Mädchen eintrat und Dr. Frante meldete.

Freudig sah Lili auf, etwas peinlich berührt die Mutter. Wenn sie auch den Bewerbungen des jungen Mannes um ihre Tochter sehr sympathisch gegenüberstand, so dünkte es sie doch eine Taktlosigkeit von ihm, sie zu dem Walle bei Geheimgesprächen abholen zu wollen; denn nur das konnte sein Besuch doch bezwecken. Noch standen sie sich doch ziemlich fremd gegenüber, und welche Vermuthungen mußte diese Vertraulichkeit in ihren Bekanntenkreisen erwecken!

Lili hatte sich nicht mit dergleichen Erwägungen aufgehalten, sondern war, ohne an ihre vermeintlichen Augen zu denken, in den Salon geeilt. Bewundernd sah der junge Mann sie an. Frau Seedorf, die eben die Schwelle überschritten, fing diesen Blick auf und sagte lächelnd: „Lili ist so betrübt, weil wir den Ball bei Geheimgesprächen voraussichtlich nicht besuchen können, da mein Mann beruflich verhindert ist.“

Das junge Mädchen erstarrte unter den forschenden Blicken Dr. Frante's, und er fragte sich verwundert, ob er sich so getäuscht habe und Lili, die ihm immer so häuslich erschienen war, derart veranlagungslos sei, daß sie heute schon darüber weine, weil sie einen in zwei oder drei Tagen, genau wußte er das nicht, stattfindenden Ball vielleicht nicht besuchen konnte. Aber dann schalt er sich selbst einen „alten Philister“; das

war doch natürlich, daß ein junges Mädchen am Tanzen so viel Freude fand, um den Ausfall eines Balles als Unglück anzusehen. . . .

Eine kleine Verlegenheitspause entstand. Frau Seedorf war erstarrt, daß der junge Mann sich nicht empfahl, da er doch wußte, daß sie einwillen noch nicht mitgehen konnten. Doch Dr. Frante machte nicht die geringsten Anstalten, sich zu entfernen. Langsam ließ er seinen schöngepflegten, dunklen Vollbart durch die Finger gleiten und wunderte sich im Stillen über die matte Beleuchtung und das wenig festliche Aussehen des Seedorf'schen Salons. Er konnte sich doch nicht getäuscht haben. Für heute war er ja zu einer kleinen Abendgesellschaft nach hier eingeladen.

Die nächste Pause in dem sich mühsam dahinschleppenden Gespräch benutzte, um er eine Weile, an den Seiten „hochmodernen“ ausgefärbter Karte um der Tafel seine Fracks, um verhothen einen Blick darauf zu werfen. . . . Nein, die Sache hatte ihre Richtigkeit; da stand es schwarz auf weiß, daß Professor Seedorf und Frau sich die Ehre gaben, ihn für Mittwoch, u. i. w. u. i. w. — und heute war Mittwoch; das wenigstens wußte er ganz genau nach dem Stundenplan von heute.

Dr. Frante war beruhigt. Ueberdies sah er ja auch an den Toiletten der Damen, daß sie Gäste erwarteten. Gewiß ging seine Uhr wieder einmal etwas vor, und er war reichlich früh erschienen. Mit dieser Gewißheit gewann er seine Sicherheit zurück und begann lebhaft zu plaudern, während seine Blicke, ihm selbst fast unbenutzt, ärtlich an dem rosigen Gesichtchen Lili's hingelen, die all' ihren Kummer vergessen hatte und mit strahlendem Lächeln zu ihm aufschau. Auch Frau Seedorf's Bedenken verschwanden, und sie betheiligte sich angeregt an der Unterhaltung. . . .

Draußen hatte sich ein Unwetter erhoben, und der Regen prasselte gleichmäßig, ununterbrochen gegen die Scheiben. Deito behaglicher war es in dem warmen Zimmer. Mit allerliebster Geschäftigkeit hatte Lili dem Gatte ein gemütliches Plätzchen in der Nähe des Kamins hergerichtet, während die Hausfrau geschäftig und geräuschlos die Theekanne bediente. Ein niegelantes Behagen durchströmte Dr. Frante und zauberte ihm sonnige Zukunftsbilder vor, deren Mittelpunkt immer die kleine, weiße Gestalt da vor ihm bildete, aus deren sonnigen, lauen Augen das Glück ihm entgegenzulächeln schien. . . .

„Zu Geheimgesprächen?“ fragte er in tiefstem Erstaunen. „Was soll ich denn heute dort?“

„Nun war die Reihe, verblüfft zu sein, an den Damen.“

„Aber Sie sind doch zu dem Volle dort eingeladen“, sagte Frau Seedorf endlich. „Ach, dachte, Sie hatten uns abholen wollen, und da wir nun leider verhindert sind, so . . .“

Dr. Frante war aufgesprungen und hatte die Einladungskarte aus seiner Tasche hervorgezogen.

„Ach, unsere Einladung vom vorigen Mittwoch!“ sagte Frau Seedorf, in der ein leises Verständniß für die merkwürdige Situation aufblühte, mit unterdrücktem Lachen. „Und wir haben Sie so lange hier festgehalten, ohne daß Sie eine Ahnung davon hatten, was Sie inzwischen alles versäumen.“

„Verzeihen Sie“, sagte der junge Mann verlegen, „aber ich weiß wirklich nicht, wie diese Karte wieder in die neuen Einladungen gerathen ist. Da ich Ihr gastliches Haus nur zu gern betrete, habe ich mich nicht erst damit aufgehalten, das Datum genau zu prüfen“, sagte er mit verbindlichem Lächeln, das ihm in seiner Verlegenheit nicht recht gelingen wollte, hinzu.

„Aber ich bitte Sie, wir haben Ihnen im Geantheil zu danken, daß Sie uns an diesem trostlosen Abend die Zeit bisher so angenehm verbracht haben“, unterbrach ihn Frau Seedorf liebenswürdig.

Ueber Lili's so wenig an Verfehlung gewöhnte Äuße hatte sich bei diesem kurzen Aoigespräch eine dunkle Wolke gelagert. . . . Nun würde er natürlich gehen, um mit der andern zu tanzen, und es war doch so hübsch gewesen bisher, viel, viel hübscher, als wenn sie alle zusammen auf den Ball gegangen wären, an dem ihr eigentlich gar nichts mehr gelegen war, seit der Doktor bei ihnen war.

Dr. Frante waren die wechselnden Empfindungen, die sich in Lili's Gesicht widerspiegelten, nicht entgangen. Eine Weile kämpfte er noch mit sich, dann wandte er sich kurz entschlossen an Frau Seedorf.

„Wenn Ihnen, gnädige Frau, wirklich meine Gegenwart bisher nicht unangenehm war, so setzen Sie Ihrer Güte die Krone auf und gestatten Sie, daß ich Ihnen auch noch weiterhin ein wenig Gesellschaft leisten darf.“

Sie ärgerte mit der Antwort. „Sagen Sie ja, gnädige Frau“, bat er. Und vor dem offenen, freimüthigen Blick seiner dunklen Augen hielten Frau Seedorf's Bedenken nicht Stand, um so mehr, als auch Lili sie voll flehender Erwartung ansah.

„Meinetwegen“, gab sie endlich nach. „Wenn Ihnen unter schlichtes Wohnzimmer anziehender erscheint, als der glänzende Ballsaal, in dem man Sie gewiß lebhaft vermissen wird, so bleiben Sie.“

Die behagliche Stimmung war bald wieder hergestellt, und immer enger schlangen sich die Füßen geheimer Einverständnisses um die jungen Leute. . . .

Es war elf Uhr vorbei, als ein Geräusch an der Thür die Heimkehr des Hausherrn verrieth. Mit einem stillen Lächeln erhob sich Frau Seedorf, um dem Gatten entgegenzugehen, und viele leicht war es kein Zufall, daß sich ihre Unterredung mit dem Gatten so in die Länge zog.

Jedenfalls aber hatte Dr. Frante es verstanden, die wenigen Minuten des Alleinseins mit Lili richtig auszunützen. Denn, als die Eltern endlich in's Zimmer traten, machte sich das junge Mädchen erschreckt aus den sie umschlingenden Armen los, um ihr Köpfchen verkrümmt am Halbe der Mutter zu bergen, während Dr. Frante feierlich auf den Professor trat, um ihn in wohlgelegter Rede um die Hand der Geliebten zu bitten. . . .

Doch schon nach den ersten Worten unterbrach ihn dieser. „Lassen Sie's sich sein, lieber Erich! Es ist zwar eine unangenehme Zeit, um einen Heirathsantrag anzubringen, aber nichtsdestoweniger sage ich von ganzem Herzen ja! Ach, wüßte ich, dem ich mein Kind lieber anvertrauen würde. Nehmen Sie sie hin und machen Sie sie glücklich.“

Nach einer kleinen Rührszene hatte man sich noch einmal niedergelegt, denn es sah ja noch so viel zu erzählen und zu erklären.

„Da hätte ich nun wirklich nach der glücklichen Errettung meines Patienten nicht so eilig durch Regen und Unwetter nach Hause zu rennen brauchen“, sagte lächelnd der Professor. „Aber, offen gestanden, ist es mir lieber, hier in Ruhe eine flüchtige Verlobungsskizze zu zeichnen, als jetzt noch ein paar Stunden Ballotter spielen zu müssen, was mir ohne Ihre Dankschuldungen, mein lieber Erich, entschieden nicht erspart worden wäre.“

„Erpreß No. 113.“

Novelle von Guy de Teramond.

Als die Kirchenglocke 6 Uhr schlug, sprang Rivard aus dem Bette, und zog sich in aller Eile an, um seinen Dienst anzutreten. Eisenbahnbeamter an der kleinen Station Aubreyove auf der Strecke Vendome, vereinigte er in seiner Person die Posten eines Billeteurs, Weichenstellers und stellvertretenden Stationsvorstehers.

Wenn der Posten auch kein schwerer war, und sich selten Reisende und noch seltener Bahngüter einfanden, so lastete doch eine gewisse Verantwortlichkeit auf ihm. — Mittags passirte der Pariser Schnellzug, der Erpreß 113 — die kleine Station, und dann mußte er einige Hundert Meter hinauslaufen, zu dem nächsten Bahnwärterhäuschen, um die Geleise für den Güterzug, der eine Viertelstunde vorher eintraf, zu stellen!

Von seinen Vorgesetzten wegen seiner Pünktlichkeit und seines Dienst-eifers geschätzt, war ihm schon öfters eine Beförderung in Aussicht gestellt worden, aber er hatte stets dankend auf eine solche verzichtet. Ruhig und von Natur wenig ehrgeizig, liebte er seine Heimath, und vor Allem seine bescheidene Häuslichkeit. Vor bald sechs Jahren hatte er sich mit einem hübschen Bauernmädchen aus der Umgegend verheiratet, dem als Hochzeitsgeschenk von der Eisenbahngesellschaft der nächste vakante Posten einer Weichenstellerin versprochen worden war! — Dieser Posten ließ der jungen Frau genügend Zeit, die kleine Madeleine, die mit ihrem fröhlichen Lachen und Zauschen das stille Heim verschönte, zu einem artigen Kinde zu erziehen! — — —

Rivard hatte eilig seinen Kaffee getrunken und setzte gerade seine Diensttunze auf, als eine helle Stimme aus dem Kinderbettchen ihn fragte: „Papa, darf ich Dich heute besuchen?“

Er kehrte noch einmal zu dem kleinen Mädchen zurück, dessen Haar wie Gold aus dem weissen Vinnen leuchtete, und küßte es ärtlich. —

„Du weißt, Liebling, daß ich es nicht gerne sehe, wenn Du ohne Mutter weggehst — und Mittag muß sie doch kochen —“

„D, Papa, ich werde sehr gut aufpassen. Sag', Papa, darf ich?“

Er hatte nicht den Muth, ihr die kleine Bitte abzuschlagen und legte sie wieder in die Arme zurück.

„Ja, ja, Du darfst — komm' mich nur besuchen!“

„Ach, Papa“, rief das Kind, freudig seine Arme um den Hals des Vaters schlingend, „ich habe Dich ja so lieb!“

Rivard wandte sich nochmals an seine Frau: „Sorge dafür, daß Madeleine nicht vor halb eins auf die Straße kommt!“

„Du bist wirklich ein Held“, antwortete sie lachend, „immer giebst Du nach!“

Er zuckte nur die Achseln. „Was soll ich thun! Um diese Zeit sind alle

Züge durch, und es ist absolut keine Gefahr.“

In der Thür brestete sich Rivard noch einmal um. „Wenn Du einen Wagen trifft, Madeleine, sieh' Dich nur recht vor, und spiele nicht mit den Händen. Und Du wirst Dich ruhig auf eine Bank setzen und auf mich warten, nicht wahr?“

„Ja, mein guter Papa!“ Das Kind war sein ganzes Glück, er betete es an. Und oft sah sie ihn eine unbegründete Angst, daß ihm etwas geschehen könnte!

Auf dem Bahnhofe hatte Rivard bald seine täglichen Pflichten erfüllt, und ehe er sich dessen verah, schlug es schon ein halb zwölf Uhr! — Es war somit Zeit, an die Mittagszüge zu denken, und er eilte auf die Straße, um die Geleise zu stellen. Pünktlich fuhr der Güterzug ein und hielt auf dem todben Geleise, um die Ankunft des Schnellzuges abzuwarten. Bald verkündeten die Glocken die zwölfte Stunde, und der Erpreßzug, bereits durch Glockensignale avisirt, mußte jeden Augenblick passiren. Aber Minuten verstrichen — und Alles blieb ruhig. „Er scheint es heute nicht eilig zu haben!“ dachte der Beamte in philosophischer Ruhe.

Es war unmöglich, jetzt nach der Station zurückzueilen, um nach der Ursache der Verpätung zu forschen, und seine Anwesenheit an diesem gefährlichen Kreuzungspunkte war unbedingt erforderlich. Eine Viertelstunde — lang wie eine Ewigkeit — wartete er, aufmerksam den Horizont mustend.

Da tauchte ganz hinten eine blaue Wolke auf, und das elektrische Läutewerk ertönte! — Der Erpreß 113 fauchte mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern heran. Pünktlich schrie Rivard herzerzitternd auf. . . . er hatte Madeleine bemerkt, die vergnügt lachend auf den Geleisen spielte. Gebuldlos hatte sie in dem Wartesaal gesessen, wie sie es dem Vater versprochen, aber als es immer später wurde, hielt sie es nicht mehr in dem dumpfen Zimmer aus.

„Ich werde einen kleinen Strauß für Vater pflücken“, hatte sie sich gesagt. „Er hat die Blumen so gern — er wird mich gewiß nicht ausknechten!“ — Dann hatte sie den Vater an den Geleisen erblickt, und in der Freude, ihn möglichst schnell erreichen zu können, alle Vorsicht außer acht gelassen.

Rivard war angefaßt der entsetzlichen Situation wie gelähmt — das Kind war verloren. . . . rufen? Sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen? Sie war zu weit entfernt, um seine Worte verstehen zu können. — ein einziges Mittel blieb ihm noch — den Erpreß auf das todt Geleis rangiren. . . . das stand in seiner Macht. . . . er brauchte nur auf den Hebel zu drücken, und sein Kind war gerettet. Aber der Güterzug auf dem anderen Geleise? — Ein furchtbares Unglück war unausbleiblich. . . . Hunderte von Menschenleben waren in Gefahr. . . .

Ralter Schweif rann ihm die Stirn herab. — Was kümmerte ihn schließlich das Schicksal der Unbekannten, wenn nur sein Kind gerettet wurde? — Was war ihm die ganze Welt gegen diesen Blaudopf, der für ihn der Inbegriff alles irdischen Glückes war. . . . aber schon unterdrückte die Stimme der Pflicht den Verzweiflungsschrei, der aus seinem gequälten Vaterherzen quoll. — Nein. . . . er hatte nicht das Recht, so zu handeln, er schuldete sein und der Seinen Leben den Reisenden, deren Wohl seiner Wachsamkeit anvertraut war, und wenn man noch mehr von ihm verlangt hätte, so dürfte er nicht einen Augenblick schwanken!

Der Zug nahte heran. . . . unbeweglich stand der Beamte, den Hebel der Weiche in der Hand. . . . Jetzt hatte die Lokomotive das Kind erreicht, und eine Minute später war der Erpreß in der Ferne verschwunden. — — —

Wie vom Bliß gefaßt, lag Rivard am Boden, die Hände vor das Gesicht gepreßt, als fürchte er sich, das Entsetzliche zu schauen. . . . da tönte ein leises, ängstliches Stimmchen an sein Ohr:

„Ach Papa, ich habe mich so schrecklich gefürchtet!“

Er richtete sich langsam in die Höhe. — Träumte er — oder hatte die ausgestandene Angst seinen Verstand zerrüttet? Doch nein, es war kein Traum, sein Kind lebte, und während er es in seinen Liebfosungen beinahe erstarrte, erfuhr er aus den unzusammenhängenden Worten, welches Wunder sich eben vor seinen Augen ereignet hatte: Vor Schreck über die ungeheure Lokomotive, die plötzlich vor ihr auftauchte, war die Kleine auf dem Geleise hingefunken, und ohne ihm wehe zu thun, war der Erpreß über den kleinen Körper hinweggerast. — — —

Entant terrible.

„Hat Dein Papa auch so blaue Augen wie Du, Pauschen?“

Pauschen: „Ja, manchmal hat er sehr blaue Augen.“

Der Kadi.

Türkische Humoreste von Roda Roda.

Im Mittelpunkt der orientalischen Märchenphantasie thronet von jeher der Richter, der Kadi.

Der Tiefstand der orientalischen Gesetzgebung läßt natürlich dem Gewohnheitsrecht und dem freien Ermessen des Richters breiten Spielraum. Auch das Verfahren mag in jeder Landschaft des Sultanats verschieden sein. In der Herzegowina zum Beispiel mußte noch vor wenigen Jahren für einen Mord, dessen Thäter unentdeckt geblieben war, der ganze Polizeibezirk herhalten und den Angehörigen des Erschlagenen ein Blutgeld entrichten. Gelang es aber, den Sünder zu erwischen, so fällte der Kadi über ihn alsbald das Todesurtheil.

Das Leben des Kadi bewegt sich sonst in ruhigeren Bahnen. Die kleinen Zantereien des Geschäftsviertels vertreiben ihm die Zeit. An der Verschlagenheit der Armenier, Griechen und Zigeuner, an dem starkköpfigen Troge der eigenen Genossen übt und mißt er seine Weisheit. Eheschließungen und die ziemlich häufigen Scheidungen, Verlassenschafts-Angelegenheiten und dergleichen beschäftigen ihn vorwiegend.

Den Tod auf der Pilgerreise nach Mekka zu finden, ailt dem Moslem für sehr verdienstlich. Wer sich auf die weite Fahrt zur Kaaba begibt, rechnet immer mit der Möglichkeit, nicht mehr zurückzulehren, und vertheilt daher Haus und Habe unter seine Kinder.

Also that es auch Salih-Bey. Als er zurückgekehrt war, bereute er es tief. Seine Kinder wollten ihn, einen König Lear des Ostens, nicht im Hause dulden. Hadschi Salih-Bey war aber schlau, viel schlauer als die ungetreuen Kinder. Er ließ sich von einem seiner alten Freunde eine Holle Dukaten und zählte sie in der Stille nach der Vesper in seiner ärmlichen schmalen Stube. Die Kinder im Zimmer nebenan horchten beim Anzuge des Goldes überrascht auf. Von nun an gingen sie dem Meßkapfger weitehend um den Bart und behandelten ihn mit zarterster Aufmerksamkeit.

Wenn sie ihn um den Verbleib seiner Schätze befragten, wies er auf einen verriegelten Topf im Winkel des Gemaches und sagte geheimnißvoll: „Nach meinem Tode werdet Ihr Euren Theil erhalten.“ — Hadschi Salih-Bey starb endlich, umgeben von seinen Lieben, eines ruhigen Todes. Der Moslem wird sofort begraben, wenn die Leiche erkaltet ist. Aber ehe sich die Erben noch Zeit genommen hatten, den Vater zu bestatten, trugen sie den schweren Topf gemeinsam und argwöhnisch aufeinander zum Kadi. Der sollte den kostbaren Inhalt aufheben. — Der Kadi schlug das Erbrecht auf, las lange, lange darin und sprach: „Gute Sache ist ungemein verwickelt, denn jeder von Euch hat schon zu Lebzeiten des Hadschi seinen gebührenden Antheil erhalten. Möge denn Allah selber über den Rest entscheiden. Ich will diesen Topf hoch an der Decke des Gemaches aufhängen. Ihr schaaft Euch um mich, der Schreiber wird das Gefäß mit einem Hiebe zerbrechen, und was dann auf Jeden fällt, sei von Rechts wegen sein Eigenthum.“

So geschah's. Der Kadi aber stellte sich gerade in die Mitte, nachdem er seine Turbanbinde recht weit aufgelockert hatte, um eine möglichst große Summe zu erhaschen.

„Schlag zu!“ befahl der Richter. Der Schreiber schwang den Stod, und aus dem Topf fiel ein großer, großer Stein dem Kadi auf den Scheitel.

„Na also!“

Ein junges Ehepaar hat den ersten Streit hinter sich, und das Gemüth hat sich noch nicht ganz verzogen. Beim Mittagessen holt der Gatte ein Haar aus der Suppe heraus.

Gatte: „Als Junggefelle fand ich so etwas nie.“

Gattin: „Nun, ich habe in der Ehe auch schon ein Haar gefunden.“

„Je nachdem.“

Die ottomanische Regierung traut den eingeborenen Beamten selber nicht. Sie pflegt die Richterstellen mit Leuten aus entfernten Provinzen des Reiches zu besetzen. So kam auch einst noch Bosnien ein Kadi aus Angora in Kleinasien, der weder die Sprache noch die Sitten seines neuen Bezirks kannte. Eine orientalische Griechin hatte sich vor dem Afiaten wegen Diebstahls eines Ferkels zu verantworten. Der Kadi, der in seiner islamitischen Heimath nie ein Schwein gesehen hatte, nahm mit Willensrollen den Namen des Thieres in den Mund, das der Koran als unrein brandmarkt. — „Hast Du das Schwein gestohlen?“ ließ er die Sünderin befragen.

„Ja, Herr!“ antwortete sie, und der Dolmetsch übersehte ihre Antwort. „Was hast Du mit dem Ferkel gethan?“

„Geessen habe ich es,“ entgegnete die Griechin erstaunt.

„Und die Haut?“

„Die erst recht.“

„Nun,“ sprach der Kadi, „wenn Du so viel Hunger gelitten, daß Du sogar die Haut des etelhaften Thieres verschlungen hast, magst Du süßlich frei ausgehen.“

Eine gute Aar.

Wie man die „Neptomanische Andenkenja“ der Hotelgäste heilt, erzählte dieser Tage ein Direktor eines der vornehmsten Londoner Westend-Hotels einem Interwiewer. Es sei jetzt in den feinen Hotels nicht mehr nöthig, ein nachfames Auge auf die Vöffel oder auf eine hübsche Porzellanvase, die leicht in die Tasche zu prattigen sei, zu haben. Die unter den Besuchern verbreitete Krankheit, „Andenken“ mitzunehmen, sei schließlich auf eine ganz natürliche Art und Weise verschwunden. Oft bewunderten Hotelgäste irgendeinen kleinen, in dem Hotel benutzten Gegenstand, und in diesem Falle bitte man sie, ein Duplikat dieses Gegenstandes — man halte sich stets ein Lager derartiger Duplikate im Hotel — anzunehmen; selbstverständlich befinde sich auf diesen Duplikaten auch nicht der Name des Hotels. Besonders halte man stets Duplikate von silbernen Streichholzbehältern, die gern bewundert werden, voräthig, und oft mache man diese Duplikate Personen, die sich länger im Hotel aufgehalten hätten oder aufhielten, zum Geschenk — oder, wenn diese Personen es vorziehen sollten, verkaufe man ihnen auch diese Duplikate und lege ihnen den Preis auf die Rechnung. Kinder seien die einzigen Andenkenkammer, so sagte der Leiter eines anderen Londoner Westend-Hotels, die man in seinem Hause jetzt kenne. Gewöhnlich wählten sie sich — Salzlöffelchen aus, fraaten aber auch in der Regel, bevor sie sich diesen Gegenstand aneigneten, die Hotelleitung, ob sie sich ihn mitnehmen dürften.

Ein Witz des Kaisers.

„Womit wärdt man Löwen?“ Die Beantwortung dieser Frage gab, wie der „Anf.“ aus Hofreisen geschrieben wird, vor Kurzem dem Kaiser Wilhelm Gelegenheit zu einem Witz, der von der ganzen Gesellschaft mit Heiterkeit aufgenommen wurde. Der Kaiser befand sich nämlich in Stellung, wo er sich den Thierpart Jagens betradten wollte. Der Kaiser wurde von dem bekannten Vespiger der Menagerie umhergeführt und über alle Einzelheiten, welche die schwierige Pflege dieser wilden Bestien betreffen, unterrichtet. Die interessanteste Mittheilung, die dem Kaiser gemacht wurde, war die, daß die Löwen und Tiger allwöchentlich einmal gründlich gewaschen würden, also auch eine Art „Großreinemachen“ mitmachen müßten. Auf diese Bemerkung wandte sich der Kaiser lachend an die Offiziere und fragte sie, ob wohl jemand von ihnen erathen würde, womit die Thiere gewaschen würden. Jeder von den Offizieren hatte einen besonderen Einfall. Einer glaubte, daß Seife dazu verwendet würde, ein anderer meinte, man wäsche sie mit Soda, ein dritter erklärte, daß sie mit einer scharfen Bürste gewaschen würden. Auf all diese Antworten hatte der Kaiser stets einen Bescheid: „Nalsch!“ Als sich schließlich keiner mehr meldete, sagte der Kaiser: „Na, ich will's Ihnen sagen. Die Thiere werden . . . mit Lebensgefahre gewaschen. . . .“

Uebertrieben.



Unteroffizier: „Vieste, da fehlt schon wieder ein Knopf an Ihrem Rod! Nächstens werden Sie wohl im Reglize antreten!“

„Na also!“

Ein junges Ehepaar hat den ersten Streit hinter sich, und das Gemüth hat sich noch nicht ganz verzogen. Beim Mittagessen holt der Gatte ein Haar aus der Suppe heraus.

Gatte: „Als Junggefelle fand ich so etwas nie.“

Gattin: „Nun, ich habe in der Ehe auch schon ein Haar gefunden.“

„Je nachdem.“

Die ottomanische Regierung traut den eingeborenen Beamten selber nicht. Sie pflegt die Richterstellen mit Leuten aus entfernten Provinzen des Reiches zu besetzen. So kam auch einst noch Bosnien ein Kadi aus Angora in Kleinasien, der weder die Sprache noch die Sitten seines neuen Bezirks kannte. Eine orientalische Griechin hatte sich vor dem Afiaten wegen Diebstahls eines Ferkels zu verantworten. Der Kadi, der in seiner islamitischen Heimath nie ein Schwein gesehen hatte, nahm mit Willensrollen den Namen des Thieres in den Mund, das der Koran als unrein brandmarkt. — „Hast Du das Schwein gestohlen?“ ließ er die Sünderin befragen.

„Ja, Herr!“ antwortete sie, und der Dolmetsch übersehte ihre Antwort. „Was hast Du mit dem Ferkel gethan?“

„Geessen habe ich es,“ entgegnete die Griechin erstaunt.

„Und die Haut?“

„Die erst recht.“

„Nun,“ sprach der Kadi, „wenn Du so viel Hunger gelitten, daß Du sogar die Haut des etelhaften Thieres verschlungen hast, magst Du süßlich frei ausgehen.“

